

# Stille Tage in der Altmark

Wenn es hart wird, schlamasselt man sich eben so durch: Der Schriftsteller G.H.H. beweist, dass die Dorfgeschichte keine untergegangene Gattung ist.

Mit Eigennamen hat es dieser Autor nicht. Er selbst firmiert als Verfasser des Romans „Der eine Sohn“ unter den Initialen „G.H.H.“, und auch der Held seiner Erzählung ist bis zum Ende des einleitenden Kapitels nur „der Soldat“. Dann erfahren wir, dass der Soldat „Gerd“ heißt und ein Pfarrerssohn ist, weitere fünfzig Seiten später kommt der Familienname „Holländer“ dazu. Doch diese Namen werden nur spärlich eingesetzt, ganz überwiegend bleibt es bei den Kennzeichnungen „der Soldat“ und „der Sohn“. Das ist, so viel sei vorab gesagt, kein berühmter Kunstgriff G.H.H.s. Denn sein Buch versetzt uns in einen historischen Raum, in dem das Interesse an jener modernen Individualität, die der Eigenname markiert, noch gering und alle Erziehung auf die Erfüllung einer vorgegebenen Rolle in Familie und Gesellschaft ausgerichtet war.

Gerd Holländer ist ein Kriegsheimkehrer: Im März 1920 kommt der junge Artillerieleutnant aus französischer Gefangenschaft frei und begibt sich für eine Woche in sein Heimatdorf Heiligenfelde in der Altmark, einer Region im heutigen Bundesland Sachsen-Anhalt, deren berühmtester Sprössling Otto von Bismarck war. Als „Wiege“ Brandenburgs, Preußens und damit des „wiedergeborenen deutschen Reichs“ hat der eiserne Kanzler seine Heimat wiederholt gerühmt; ein Lob, mit dem heute die örtlichen Tourismusverbände werben. Aber vom Glanz uralter ostelbischer Adelsgeschlechter wie der Bismarcks war in Heiligenfelde und den umliegenden Dörfern nie viel zu spüren. Der Roman führt in eine Welt dörflicher Kargheit, in der selbst die Nutznießer der Agrarreformen des neunzehnten Jahrhunderts sich anstrengen, ihren bescheiden Wohlstand zu verstecken. Die Krieg



„Der eine Sohn“ spielt in einer Welt ländlicher Kargheit nach dem Ersten Weltkrieg, wohl so ähnlich wie die auf diesem Bild aus dem altmärkischen Diesdorf (heute Sachsen-Anhalt). Von Agrarromantik allerdings ist das Buch weit entfernt.

Foto AKG

hat die jahrhundertelange Mangelwirtschaft nur graduell verschlimmert. Es fehlen die Pferde für das Pflügen und den Lastentransport (einzig den Brauereien hat der Staat sie gelassen, das Trostmittel Bier durfte nicht ausgehen). Aber man „schlamasselt sich durch“ und schafft es, die weltgeschichtliche Katastrophe weitgehend auszublenden. Gegenüber den Heimkehrern stellt sich aus Sicht der Dorfbewohner vor allem die Frage, „ob die gewesenen Krieger belastbar genug sind, um den Frieden auszuhalten“.

„Der eine Sohn“ ist eine wunderbar schlichte, genaue und detailgesättigte Schilderung dörflichen Lebens im Deutschland des frühen zwanzigsten Jahrhunderts. Man weiß ja, dass die Landbevölkerung „konservativ“ war und

versuchte, sich den Öffnungsprozessen der Moderne zu verweigern. Aber hier erhält der Leser ein plastisches Bild dieser Mentalität, das stets Nuancen jenseits des Erwartbaren aufweist. So heißt es einmal allgemein von den Altmärker Bauern, nichts verabscheuten sie mehr als den Wandel. Dann aber wird an einer Wirtshauszene veranschaulicht, wie sie sehr wohl jede Neuerung auf mögliche Vor- oder Nachteile hin prüfen und, wenn die Vorteile überwiegen, sofort anfangen, „ihre Kräfte zu messen. Das geht ganz von allein und bleibt dem Außenstehenden verborgen, der zuhört und sich darüber wundert, dass er alles versteht, nur nicht den Grund des Gesprächs, zu dem er nicht hinabzutauchen vermag.“

Von Agrarromantik ist dieses Buch weit entfernt. Das Dorf Heiligenfelde ist

eine Gemeinschaft, aber keine harmonische; man verfügt nur über die bewährten Rituale und Alltagspflogenheiten, die verhindern, dass die Konkurrenz sich in offen ausgetragenen Konflikten entlädt. Die Hierarchie wird strikt eingehalten, wer aufsteigen will, muss nach Besitzvermehrung durch Heirat trachten. Die Bessergestellten treffen sich im Wirtshaus, die Armen in der „Schnapsbude“: „Die einen hält man für Trinker, was sicher wahr ist. Die anderen trinken. Das ist etwas ganz anderes.“

Gerds Vater, der Pfarrer von Heiligenfelde, ist ein gebildeter alter Mann, der sich jahrzehntlang erfolglos um Versetzung in die Stadt bemüht hat und nun, mit dem Ende des Kriegs zum Witwer geworden, resigniert seinen verbliebenen Lebensjahren entgegenseht. Es sind un-

weigerlich auch Dienstjahre, denn einen Ruhestand mit Rentenanspruch gibt es auf dem Land noch nicht. Der friedlich-gebrochene Mann – nur hin und wieder äußert sich die Lebensenttäuschung in Anfällen von Jähzorn – ist eine Respekts-person im Dorf, schließlich ist die Altmark durch und durch protestantisches Gebiet, in dem man den Papst für „des Teufels Höfling“ hält. Und zugleich ist er ein misstrauisch beäugter Außenseiter, der die Dörfler dennoch am besten kennt, weil die Sterbenden ihm in ihrer letzten Stunde viel Verschwiegene anvertrauen. Er weiß, dass die Bauern zum Gottesdienst nur erscheinen, weil die Sitzordnung in der Kirche jeden Sonntag die dörfliche Rangordnung sichtbar bestätigt. Er weiß als Religionslehrer, dass die Kinder im Winter plötzlich vollzählig zur Schule kommen, weil es auf den Höfen weniger zu tun gibt und ihre Eltern ihnen für einige Stunden die Wohltat einer geheizten Stube gönnen. Trotz alledem bereitet der immer noch ehrgeizige Theologe seine Predigten akribisch vor, erfüllt nur von der Sorge, ein plötzlicher Todesfall könnte ihm die Zeit dafür rauben: „Hoffentlich stirbt vor Ostern niemand mehr.“

Sein Verhältnis zu Gerd ist lieblos. Dieser einzige Sohn, den seine Frau ihm nach mehreren Fehlgeburten geschenkt hat, war ihm eine eheliche Pflicht gewesen; wenn er ihn „züchtigte“, gab er sich Mühe, Mitgefühl zu entwickeln, empfand aber keines. Als Gerd heimkehrt, sind sich die beiden anfangs fremder denn je. Langsam bildet sich in der Wortlosigkeit, die das Dorf ihnen aufgeprägt hat, jedoch eine scheue Vertrauensbeziehung heraus. Am Ende, in der Palmsonntagspredigt, greift der Pfarrer die biblische Geschichte vom verlorenen Sohn auf und lädt die Gemeinde ein, sich mit ihm über die Rückkehr seines eigenen Sohnes zu freuen. Für einen Moment scheint hier die Möglichkeit auf, dass die beiden, gleichsam im Schutz des biblischen Modells, beieinanderbleiben und sich wechselseitig stützen könnten. Aber die moderne Zeit ist über die Religion und die alten Lebensformen schon hinweggegangen. Am siebten Tag reist der Sohn ab, denn „für einen, der sein Abitur hat“, gibt es „keine Zukunft“ im Dorf. MANFRED KOCH

G.H.H.: „Der eine Sohn“. Roman. Aphaia Verlag, München 2019. 168 S., geb., 17,- €.



## Plündern ist kein Zukunftsmodell

Lea Haller zeigt am Beispiel der Schweiz die Entwicklung des globalen Handelssystems

Über ein Fünftel des weltweiten Rohstoffhandels wird heute laut Schätzungen über die Schweiz abgewickelt, bei Getreide, Zucker und Rohöl liegt der Anteil sogar um die vierzig, bei Kaffee und Gold über fünfzig Prozent. Die Alpenrepublik, in der 0,1 Prozent der Weltbevölkerung leben, erreicht nur ein Bruchteil dieser Waren. In der Regel bringen Hochseefrachter die Rohstoffe direkt zu den Endabnehmern, und die Verschiebungen gigantischer Geldsummen, die den Warenstrom begleiten, bleiben unsichtbar. Unbedeutend jedoch sind sie nicht: Mit 23 Milliarden Euro trägt der Transithandel mehr zur Wertschöpfung in der Schweiz bei als der für das Image so prägende Tourismus

Die Frage, wie es dazu kam, dass ein Binnenstaat, der nie Kolonien besaß und dessen wichtigster Hafen am Oberrhein liegt, zum Drehkreuz des globalen Handels wurde, motiviert Lea Hallers Buch „Transithandel“. Autarkie, schreibt Haller, sei für ein kleines Land ohne bedeutende Rohstoffe, von dessen Territorium sich nur acht Prozent als Siedlungsfläche eigneten, nie eine Option gewesen. Früh importierten die Eidgenossen Getreide und Salz. Zu den Exportprodukten zählten neben Kühen und Käse vor allem Söldner, „der einzige Rohstoff, der in der armen Gegend im Überfluss vorhanden war“.

### Ein Panorama der Weltwirtschaft

Militärunternehmen organisierten die Vermittlung junger Bauernsöhne an fremde europäische Mächte. Oft sicherten sie sich dabei lukrative Gegengeschäfte, etwa günstigere Preisen für Importprodukte oder Zollfreiheit, und erlangten so Privilegien im Handel. Außerdem wurden Schweizer Kaufleute und Kantone in der frühen Neuzeit zu bedeutenden Kapitalgebern. 1648, nach Ende des Dreißigjährigen Krieges, waren in Europa einzig die Eidgenossen noch in der Lage, Kredite zu vergeben. So etablierte sich die Schweiz früh als internationaler Finanzplatz.

Ein Stand erfahrener Kaufleute und die Verfügbarkeit großer Kapitalsummen waren wichtige Voraussetzungen für den Aufbau eines weltumspannenden Handelsimperiums in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Einen Impuls gab die 1857 gegründete Schweizerische Export-Gesellschaft, die junge Kaufleute ausbildete und ihnen Ka-

pital zur Verfügung stellte, um sich im Ausland niederzulassen. Binnen weniger Jahre entstanden so Handelshäuser in aller Welt, vom brasilianischen Natal über Bagdad und Kalkutta bis Schanghai.

Da viele junge Männer kaum attraktive Berufsperspektiven hatten, waren sie bereit, sich langfristig im Ausland niederzulassen. Die dauerhafte Anwesenheit ermöglichte es ihnen, enge Kontakte zu lokalen Geschäftspartnern aufzubauen. Und auch die unverbrüchliche Neutralität der Eidgenossenschaft spielte eine Rolle. Zwar konnten Schweizer Händler, anders als etwa britische oder deutsche Kaufleute, im Notfall nicht auf eine Militärmacht zählen. Dafür aber waren sie frei, mit allen Seiten Geschäfte zu machen, und etablierten sich gerade in Krisenzeiten als zuverlässige Mittler. Weil der Heimatmarkt in der Schweiz klein war, traten sie bald vor allem als Zwischenhändler auf – und wurden so im rasant wachsenden Weltmarkt der ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts zu wichtigen Akteuren.

Haller schaut vor allem auf die Schweiz, doch da die Schweizer Kaufleute in einem Weltmarkt operierten, entwirft sie zugleich ein Panorama der Entwicklung der Weltwirtschaft über die vergangenen hundertfünfzig Jahre. Indem sie vorführt, wie sich technologische Neuerungen und politische Umbrüche auf die Geschäfte auswirkten, macht sie ein Stück weit verständlich, wie der globale Kapitalismus seine heutige Form annahm. Mit der Errichtung des zweitweitesten Telegrafennetzes in den 1860er Jahren etwa konnten Warenpreise aus aller Welt nahezu in Echtzeit abgerufen werden. Schon 1867 übermittelte der erste Ticker, mit 210 Anschlägen pro Minute, ununterbrochen die Börsenkurse in Handelskontore in aller Welt.

Die Preistransparenz bedingte eine Umstellung des Handels: Statt in Vorleistung zu gehen, bestellten Kunden ihre Waren zunehmend zum Tagespreis, bezahlten aber erst nach deren Eintreffen am Bestimmungsort. Die Kaufleute benötigten in der Folge nicht nur deutlich mehr Kapital, um die Waren vorzufinanzieren, sondern trugen auch das Transportrisiko. Zudem führte die Preistransparenz zu einem Boom der Termingeschäfte, bei denen ein Kauf zu einem festen Preis in der Zukunft vereinbart wird. Diese Geschäfte können Geschäftsleuten zur Absicherung dienen, sind aber bis heute auch bei Spekulanten beliebt.

Lea Haller hat ein überzeugendes Buch geschrieben. Da der Zwischenhan-

del in der Wirtschaftsgeschichte bisher kaum Beachtung gefunden hat, schließt sie eine Forschungslücke. Indem sie sich einem Thema, das die Darlegung komplexer Sachverhalte und allerhand Zahlen erfordert, auch durch die Geschichten einzelner Unternehmen und Geschäftsleute nähert, macht sie es einer breiteren Leserschaft zugänglich. Dass der globale Handel zu einem massiven Wohlstandsgewinn geführt hat, stellt die Autorin dabei nicht in Abrede. Dennoch schließt sie mit drastischen Worten: „Die Plünderung, die im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit zu Reichtum geführt haben mag, ist in einer globalisierten Welt gegenseitiger Abhängigkeiten kein zukunftsträchtiges Wirtschaftsmodell.“

### Die Big Player auf den Rohstoffmärkten

Im Rückblick werden die umtriebigen Schweizer Kaufleute bei Haller zum Beispiel einer Elite, die sich über lange Zeit über Landesgrenzen hinweg zu organisierten wusste. Hallers Sorge ist, dass der ökonomische und der politische Raum zunehmend auseinanderfallen und einzelne Staaten der Macht globaler Unternehmen und mobiler Kapitalisten wenig entgegenzusetzen haben. „Heute sucht sich eine globalisierte Elite ihre Staatsangehörigkeit und die Verschiebebahnhöfe für ihr Kapital weitgehend frei aus, während die gesellschaftlichen Umverteilungsmechanismen noch immer an den Nationalstaat gebunden sind.“

Ob sich, wie Haller schreibt, die Armut in Detroit heute von der Armut in Ouagadougou „kaum mehr“ unterscheidet, steht zu bezweifeln. Doch gerade mit Blick auf den Rohstoffabbau trifft sie einen wunden Punkt: Die Konzentration der Macht in den Händen weniger Großunternehmen, die Anfälligkeit vieler Exportstaaten für Korruption und die massiven ökologischen Folgen lassen manche Geschäfte tatsächlich wie Plünderungen erscheinen. Striktere, überstaatliche Regulierungen sind hier unabdingbar. FRIEDEMANN BIBER

Lea Haller: „Transithandel“. Geld- und Warenströme im globalen Kapitalismus. Suhrkamp Verlag, Berlin 2019. 511 S., br., 20,- €.



## Auf den Straßen liegen Leichen

Die erste deutsche Ausgabe von Mary Bergs Tagebüchern aus dem Warschauer Getto

Bei der Literatur über den Holocaust sind im Augenblick zwei Entwicklungen zu beobachten, die sich auf den ersten Blick zu widersprechen scheinen: Zum einen werden immer mehr Texte von Autoren publiziert, die die Ereignisse nicht selbst erlebt haben und versuchen, dem Massenmord mit fiktionalen Mitteln beizukommen – Skandal oft inklusive. Zum anderen gibt es in der Wissenschaft, bei Verlagen und auch bei Lesern ein verstärktes Interesse an frühen Texten, die noch in unmittelbarer zeitlicher und oft auch räumlicher Nähe zu den Verbrechen entstanden. Offenbar ist es gerade ihre (vermeintliche) Unmittelbarkeit, die zu ihrer (Wieder-)Entdeckung führt. Gemeinsam scheint beiden Entwicklungen zu sein, dass man sie als Reaktionen auf das Ende der Ära der Zeitzeugen verstehen kann: Während die vielen Leser von Boyne, Morris, Iturbe oder auch Würger offenbar nach dem suchen, was man die (moralische, politische ...) „Lehre“ aus dem Holocaust nennen könnte, und dabei bisweilen auch vor Kitsch und historischer Ungenauigkeit nicht zurückschrecken, sind die Rezipienten von Texten aus den vierziger Jahren offenbar darauf aus, „Authentisches“ über Gettos und Lager „aus erster Hand“ zu erfahren. Beides war bislang im öffentlichen Diskurs Aufgabe der Zeitzeugen, die nicht nur aus persönlicher Sicht über den NS-Terror berichten und ihn in mehrfacher Hinsicht beglaubigen konnten, sondern die die geschilderten Ereignisse auch einordnen und mit Sinn für die Gegenwart aufladen.

### Mütter wärmen ihre erfrorenen Kinder

Angeichts des beschriebenen Interesses an den frühen Texten war die Publikation der Tagebücher von Mary Berg (eigentlich Miriam Wattenberg) aus dem Warschauer Getto überfällig, gehören sie doch zu jenen Zeugnissen, die in den Vereinigten Staaten noch vor Kriegsende erschienen und dazu beitragen sollten, die Alliierten zu entschiedenerem Handeln gegen die Judenvernichtung zu animieren. Bergs Aufzeichnungen werden deshalb bis heute im englischsprachigen Raum breit rezipiert; in Deutschland sind sie jedoch bislang trotz einer frühen Übersetzung, die 1945 in der Exilzeitschrift „Aufbau“ in Fortsetzungen erschien, nur wenig bekannt. Die nun bei

Orell Füssli publizierte erste deutsche Buchausgabe basiert auf einer Edition, die die 2013 verstorbene amerikanische Literaturwissenschaftlerin Susan Pentlin erstmals 2006 vorlegte.

Mary Berg ist fünfzehn Jahre alt, als die Deutschen Polen überfallen. Mit ihrer Familie flieht sie aus ihrer Heimatstadt Łódź nach Warschau, in der Hoffnung, dass man in der Hauptstadt besser vor dem Terror der Deutschen geschützt sei. Doch da irrt sie sich gewaltig: Schon bald muss die junge Frau mit ansehen, wie die Juden in einem Viertel der Stadt zusammengepfercht und brutal isoliert werden. Mit wachem Blick nimmt sie die rasche Verelendung im Getto wahr und beschreibt Alltagsszenen, die die grauenhafte Lage nachdrücklich dokumentieren: „Auf den Straßen sind erfrorene Leichname ein zunehmend häufiger Anblick. In der Leszno-Straße sitzen vor dem Gerichtsgebäude viele Mütter mit Kindern, die in Lumpen gehüllt sind, aus denen rot gefrorene kleine Füße herausragen. Manchmal knuddelt eine Mutter ein erfrorenes Kind und versucht, den kleinen Körper noch zu wärmen. Manchmal kuschelt sich ein Kind an seine Mutter in dem Glauben, sie würde schlafen, und versucht, sie zu wecken, obwohl sie in Wahrheit schon tot ist.“

Immer wieder muss sie mit ansehen, wie Menschen vom grassierenden Typhus dahingerafft werden oder einfach hungers sterben. Doch auch das Elend ist nicht für alle gleich: Die junge Diaristin, die selbst zu den bessergestellten Gettobewohnern zählt, nicht zuletzt weil ihre Mutter amerikanische Staatsbürgerin ist und deshalb einige Privilegien genießt, beobachtet auch diese tödlichen Ungerechtigkeiten messerscharf, selbst bei ihren Freunden. „Während ich mir anhörte, wie er sich lang und breit über den Luxus dieser Einrichtung ausließ, sah ich vor mir die obdachlosen nackten Kinder, die hungrig auf den staubigen Straßen liegen, die Kinder mit geschwollenen Bäuchen und verformten knöchigen Beinchen.“ Wichtig ist ihr aber auch, den Widerstand der eingesperrten Menschen zu verzeichnen, der sich nicht nur im direkten Kampf gegen die Peiniger äußert, sondern auch in kultureller Selbstbehauptung: Berg selbst gehört einer Theatergruppe an, schreibt und zeichnet wie viele andere, nicht zuletzt, um das Erlittene zu dokumentieren. Im Juli 1942 wird die Familie dann wegen ihrer amerikanischen Staatsange-

hörigkeit ins Getto-Gefängnis verlegt, 1943 darf sie tatsächlich das Getto verlassen, weil die Nazis sie gegen deutsche Kriegsf Gefangene austauschen wollen. Noch vor Kriegsende gelangt Mary Berg nach Amerika, wohin sie auch ihr Tagebuch mitnehmen kann. Schon bald wird es auch ins Englische übersetzt, wird in Zeitungen veröffentlicht und findet schließlich einen Verlag und damit eine große Öffentlichkeit.

### An welchen Stellen wurde der Originaltext verändert?

Doch Bergs Notate, die ursprünglich in einer Kurseschrift auf Polnisch verfasst waren, werden für die Publikation auch bearbeitet: „Kleine Änderungen“ seien vorgenommen worden, schreibt der erste Herausgeber S.L. Schneiderman in seinem mit abgedruckten Vorwort, „wo es notwendig war, Details zu verdeutlichen, die andernfalls unverständlich geblieben wären.“ Auch Berg selbst überarbeitete ihre ursprünglichen Aufzeichnungen, ergänzte und verbesserte. Leider wurden diese späteren Eingriffe nicht verzeichnet, was umso bedauerlicher ist, weil das polnische Original nach der Publikation offenbar verloren ging und der jetzigen Ausgabe nur die erste englische Übersetzung zugrunde liegt, die wiederum ins Deutsche übertragen wurde. Auch Mary Berg hat sich nach dem Krieg bis zu ihrem Tod 2013 nicht mehr zu ihrem Manuskript oder ihrem Getto-Schicksal geäußert. Es wäre nicht nur deshalb gut gewesen, für die deutsche Ausgabe eine kritische editorische Durchsicht vorzunehmen, die noch einmal alle Übersetzungen von 1945 nebeneinanderlegt und auch Unstimmigkeiten kommentiert wie zum Beispiel die Fehldatierung mindestens eines Eintrags (29. Oktober 1941 – die dort beschriebenen Ereignisse fanden erst 1942 statt). Trotzdem: Mary Bergs Tagebuch-Erinnerungen sind auch in der jetzt vorliegenden Form ein enorm wichtiges Zeugnis für das Leben und Sterben im Warschauer Getto. SASCHA FEUCHERT



Mary Berg: „Wann wird diese Hölle enden?“ Das Tagebuch der Mary Berg. Hrsg. von Susan Pentlin. Aus dem Englischen von Maria Zettner. Orell Füssli Verlag, Zürich 2019. 342 S., geb., 23,- €.